

Forschungsfragen deutlich gemacht. Dieses Unterkapitel dient als Einführung in die Methodik, die in dieser Arbeit angewendet wurde, und gibt einen Überblick über den Forschungsprozess, der im weiteren Verlauf der Arbeit näher erläutert wird.

## 4.2 Methodologische Forschungsperspektiven der empirischen Studie

»Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ›von innen heraus‹ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen.« (Flick et al. 2013, S. 14)

Die empirische Bearbeitung der oben angeführten Fragestellungen und die Erfassung der komplexen Wechselbeziehung zwischen Translanguaging und selbstreguliertem Lernen auf der subjektiven, diskursiven und räumlichen Ebene aus der individuellen Erlebnisperspektive der befragten Schüler:innen erfolgt mittels qualitativer Forschungsmethoden mit einem interpretativ-rekonstruktiven Forschungszugang, die zu den methodologischen Grundlagen der qualitativen Sozialforschung zählen.

Qualitative Sozialforschung umfasst verschiedene Ansätze mit jeweils stark divergierenden wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Grundpositionen. Zunächst ist es wichtig zu erwähnen, dass die Sozialforschung, wie Jo Reichertz (2016a) anmerkte, unabhängig davon, ob es sich um einen qualitativen, interpretativen oder rekonstruktiven Forschungszugang handelt, den Fokus auf »das Handeln der Subjekte und die soziale Ordnung, in die das Handeln eingebettet ist und dieses erst verständlich macht«, legt (Reichertz 2016a, S. 123) und somit von einer »gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit« ausgeht (Berger/Luckmann 1969, zit.n. Meuser 2011, S. 140). Die Sozialforschung zielt darauf ab, menschliches Handeln im sozialen Kontext zu verstehen und zu erklären. Sie geht davon aus, dass Wirklichkeit subjektiv wahrgenommen, interpretiert und konstruiert wird. Rekonstruktive Ansätze innerhalb der qualitativen Sozialforschung verfolgen dementsprechend das Ziel, gesellschaftliche Prozesse und Strukturen zu analysieren und zu verstehen, indem sie historische und kulturelle Kontexte systematisch einbeziehen (vgl. Reichertz 2014a, S. 100). Die Grundannahme der sozialen bzw. gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit bildet ein zentrales Charakteristikum der rekonstruktiven Methodologie, auf der verschiedene qualitative Forschungsansätze basieren. Ausgehend von dieser Prämisse besteht die Aufgabe der Forschung darin, jene Konstruktionen sichtbar zu machen und zu rekonstruieren, die die untersuchten Akteur:innen in und durch ihr Handeln hervorbringen (vgl. Meuser 2011, S. 140). Qualitative Forschung zielt darauf ab, die subjektiven Sichtweisen der Proband:innen zu erfassen und »bislang wenig bekannte soziale Phänomene wie etwa Handlungsmuster und Verhaltensregeln in Subkulturen in den Blick zu nehmen« (Kelle/Tempel 2020, S. 1127).

Sozialforschung beruht »auf Akten der Deutung, erarbeitet und bezieht sich auf verstehensmäßig konstituierte Daten und gewinnt ihre Erklärungen durch Dateninterpretation« (Soeffner 2014, S. 37). Ausgehend von dieser Perspektive lässt sich argumentieren, dass soziales Verhalten und menschliches Erleben stets in sozialen Kontexten stattfinden und nur unter Berücksichtigung dieser Kontexte adäquat verstanden werden können. Soziologische Erkenntnisbildung erfolgt, wie Reiner Keller betont, »über Analyse und Interpretation, Auslegung sozialer, gesellschaftlicher, sinnhafter Phänomene – ihrer Gegenstände, die sich ja immer schon selbst deuten« (Keller 2014, S. 168). Somit kann durch das Verstehen, Rekonstruieren und Interpretieren menschlicher Erfahrungen tiefere Einsichten in die Perspektiven, Überzeugungen und Handlungen der Akteur:innen gewonnen werden, insbesondere in ihre subjektive Wahrnehmung und Deutung ihrer sozialen Wirklichkeit.

Aufgrund der angestrebten Offenheit und des Sinnverstehens von sozialem Handeln sowie der Aussagen und Argumentationen der befragten Schüler:innen und der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes ist ein methodisches Vorgehen erforderlich, das sowohl in der Erhebungs- als auch in der Auswertungsphase Vorannahmen transparent macht, so dass diese im Laufe des Forschungsprozesses ggf. revidiert und modifiziert werden können. Im Rahmen dieser empirischen Studie erwies sich für die Auswertung und Analyse der erhobenen Daten die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (vgl. 2016a) am sinnvollsten, um diese »in einer methodisch kontrollierten, transparenten und dokumentierbaren Art und Weise« darstellen zu können (Kuckartz/Rädiker 2022, S. 7). Hierbei werde ich zunächst die Bedeutung des interpretativ-rekonstruktiven Forschungszugangs (vgl. Reichertz 2016a; Rosenthal 2015; Bohnsack 2014; Flick 2014) im Kontext der qualitativen Inhaltsanalyse erläutern und daraus die relevanten inhaltsanalytischen und interpretativ-rekonstruktiven Aspekte für die vorliegende Studie herausarbeiten. Auch wenn sich beide Forschungsansätze in ihrer theoretischen und methodischen Forschungstradition und Herangehensweise unterscheiden und womöglich eine Zurückweisung des Einbezugs beider Forschungsansätze zu erwarten ist, versuche ich zunächst, die Schnittstellen bzw. die Anschlussfähigkeit beider Verfahren aufzuzeigen, um mögliche Herausforderungen zu identifizieren und gleichzeitig potenzielle Möglichkeiten auszuloten, wie das vorliegende Forschungsprojekt von beiden Verfahren bei der Erkenntnisgewinnung profitieren kann.

Den Anstoß zu dieser Überlegung gibt ein Tagungsbericht aus dem Jahr 2017, der die Diskussionsstränge der im Oktober 2016 in Weingarten durchgeführten Tagung »Qualitative Inhaltsanalyse – and beyond?« resümiert (vgl. Janssen et al., 2017). Die dabei aufgeworfene Leitfrage: »Wie qualitativ ist die qualitative Inhaltsanalyse bezogen auf die zentralen Erfordernisse von Offenheit und Sinnverstehen im Forschungsprozess?«, wird anhand der Argumente der etablierten und prominenten Vertreter:innen der qualitativen Inhaltsanalyse Udo Kuckartz und Margrit Schreier diskutiert. Gefragt wurde auch, ob für eine Weiterentwicklung der qualitativen Inhaltsanalyse im Sinne eines »Werkzeugkastens« die Heranziehung anderer Verfahren der qualitativen Forschung (z.B. »grounded theory«, Diskursanalyse) methodisch gerechtfertigt ist. Zudem wurde versucht zu klären, welche Stärken und Weiterentwicklungspotenziale im Hinblick auf das Analyseverfahren, die Bedingungen des Verstehens und die Notwendigkeit einer Hintergrundtheorie der qualitativen Inhaltsanalyse hin zu einem qualitativeren Ver-

fahren gegeben sein sollten (vgl. ebd.). Die Frage, ob die qualitative Inhaltsanalyse mit bestimmten Forschungsstilen oder theoretischen Ansätzen kompatibel sein kann, stellten auch Udo Kuckartz und Stefan Rädiker in ihrer kürzlich erschienenen Neuauflage des Buches *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Sie argumentieren, dass diese Frage »nicht von Seiten der qualitativen Inhaltsanalyse, sondern nur seitens der jeweiligen Forschungstradition beantwortet werden« (Kuckartz/Rädiker 2022, S. 47) kann.

In den 1940er Jahren begannen Kommunikationswissenschaftler, wie Harold Lasswell, Bernard Berelson und Paul Lazarsfeld, die Methode der Inhaltsanalyse (»content analysis«) zu entwickeln und zu popularisieren. Ebenso prägten sie auch Schlüsselbegriffe wie »sampling unit« (Auswahleinheit), »coding unit« (Codiereinheit) und »intercoder reliability« (Intercoder-Reliabilität; vgl. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 35; Kuckartz 2016a, S. 15). Die Inhaltsanalyse diente zunächst als eine quantitative Forschungsmethode vor allem in der Kommunikationswissenschaft, um große Mengen an Massenmedienmaterial systematisch zu analysieren und zu interpretieren (vgl. Koch 2016, S. 28). Berelson (vgl. 1952) definierte die »content analysis« als eine »research technique for the objective, systematic, and quantitative description of manifest content communications« (Berelson 1952, S. 18, zit.n. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 35; Kuckartz, 2016a, S. 15; vgl. auch Kuckartz 2016a, S. 15). Die zunehmende Ausrichtung auf Quantifizierung und statistische Analyse seit den 1940er Jahren lässt sich durch das behavioristische Forschungsparadigma erklären, das sich in der Nachkriegszeit und bis in die frühen 1960er Jahren durchgesetzt und auf die Überprüfung beobachtbarer Hypothesen und Theorien im Zentrum wissenschaftlicher Bemühungen abgezielt hat. In seinen Betrachtungen zu den Anfängen der qualitativen Inhaltsanalyse verweist Kuckartz (vgl. 2016a) auf Siegfried Kracauers (vgl. 1952) Kritik an der quantifizierenden Inhaltsanalyse, die er als oberflächlich und auf den manifesten Inhalt beschränkt ansah. Kracauer (vgl. ebd.) plädierte für eine »qualitative content analysis«, die auch latente Sinnstrukturen erfasst und auf eine intersubjektive Verständigung abzielt. Die Frage nach dem Verstehen von Texten, die sich hieraus ergibt, erfordert eine Betrachtung der »Hermeneutik als klassische Theorie der Interpretation« (Klafki 2001, S. 126–128, zit.n. Kuckartz 2016a, S. 15), die weitere Perspektiven eröffnen kann, um den marginalisierten Status der qualitativen Inhaltsanalyse aufzuwerten (vgl. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 36; Janssen et al. 2017, Abs. 4).

Auch wenn die Ursprünge der qualitativen Inhaltsanalyse in der Wissenschaft weit zurückreichen, erlangte sie besonders im deutschsprachigen Raum durch die Veröffentlichung von Philipp Mayrings Buch *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* im Jahr 1983 große Aufmerksamkeit, was dazu führte, dass der Begriff »qualitative Inhaltsanalyse« lange Zeit eng mit Mayrings Werk in Verbindung gebracht wurde (vgl. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 37). So stellt die qualitative Inhaltsanalyse ein Verfahren der qualitativ orientierten Textanalyse dar, das mit dem »technischen Know-how der quantitativen Inhaltsanalyse« große Materialmengen bearbeiten kann, dabei jedoch zunächst qualitativ interpretativ vorgeht, um auch latente Sinnzusammenhänge erfassbar zu machen (vgl. Mayring/Fenzl 2014, S. 543). Das Verfahren erfolgt streng regelgeleitet und ist »damit stark intersubjektiv überprüfbar, wobei die inhaltsanalytischen Regeln auf psychologischer und linguistischer Theorie alltäglichen Textverständnisses basieren« (ebd.). Wie

sich an der Vielzahl der veröffentlichten Werke ablesen lässt (vgl. Kuckartz/Rädiker 2022; Kuckartz 2016a; Mayring 2015; Gläser/Laudel 2012; Schreier 2012; Mayring/Gläser-Zikunda 2008), genießt die qualitative Inhaltsanalyse inzwischen eine große Popularität, wobei sich in der Forschungspraxis auch zahlreiche Formen der qualitativen Datenanalyse entwickelt haben, die »ihre Vorgehensweise selbst als ›inhaltsanalytisch‹ bezeichneten, ohne sich an Mayrings Ansatz zu orientieren« (Kuckartz/Rädiker 2022, S. 37). Daher gibt es in der Literatur teilweise inkonsistente Aussagen darüber, wie das Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse eigentlich funktioniert (vgl. Schreier 2014, S. 2). Als eine der am häufigsten angewandten Methoden der qualitativen Sozialforschung kann die qualitative Inhaltsanalyse umfangreiche Datenmengen durch Kategorienbildung zusammenfassen, um Muster und Sinnzusammenhänge zu entdecken. Udo Kuckartz und Stefan Rädiker (2022) definieren die qualitative Inhaltsanalyse wie folgt:

»Unter qualitativer Inhaltsanalyse wird die systematische und methodisch kontrollierte wissenschaftliche Analyse von Texten, Bildern, Filmen und anderen Inhalten von Kommunikation verstanden. Es werden nicht nur manifeste, sondern auch latente Inhalte analysiert. Im Zentrum der qualitativen Analyse stehen Kategorien, mit denen das gesamte für die Forschungsfrage(n) bedeutsame Material codiert wird. Die Kategorienbildung kann deduktiv, induktiv oder deduktiv-induktiv erfolgen. Die Analyse geschieht primär qualitativ, kann aber auch quantitativ-statistische Auswertungen integrieren; sie kann sowohl kategorienorientiert als auch fallorientiert erfolgen.« (Kuckartz/Rädiker 2022, S. 39)

Darüber hinaus erfährt die qualitative Inhaltsanalyse in der qualitativen Forschung eine doppelte Abgrenzung. Zum Teil wird sie auch noch stark in Zweifel gezogen, was diese Methode in Bezug auf die Anschlussfähigkeit an andere Forschungsstrategien vor eine besondere Herausforderung stellt – zum einen von Vertreter:innen der quantitativen Inhaltsanalyse, die den qualitativen Ansatz mitunter »als ›Ergänzung‹ oder ›Vorstudie des Eigentlichen‹ (sprich: der quantifizierenden Auswertungsverfahren) zu verstehen scheinen, zum anderen gegenüber den ›rekonstruktiven‹ Verfahren innerhalb der qualitativen Sozialforschung, deren Protagonisten die Inhaltsanalyse als ›oberflächlich‹ kritisieren« (Koch 2016, S. 27).

Laut dem oben erwähnten Tagungsbericht (vgl. Janssen et al. 2017) merkte Werner Schneider kritisch an, dass qualitative Inhaltsanalysen bei der Erfassung von latenten Inhalten schnell an ihre Grenzen stoßen. Er plädiert dafür, dass die rekonstruktiven Methoden die einzigen seien, die solche verborgenen Strukturen unter der Textoberfläche zum Vorschein bringen können. Demnach zielen rekonstruktive Methoden, wie beispielsweise die ›grounded theory‹, auf die Identifizierung und Entwicklung von Theorien und Konzepten aus den Daten selbst ab und können somit einen tieferen Einblick in latente Bedeutungen ermöglichen und zur Entdeckung bislang verborgener Zusammenhänge beitragen. Diese Methoden gehen über die reine Beschreibung von Textinhalten hinaus und würden im Gegensatz zur qualitativen Inhaltsanalyse eine tiefere Analyse und Interpretation ermöglichen (vgl. ebd., S. 4). Denn es wird davon ausgegangen, dass das Interesse der qualitativen Inhaltsanalyse primär dem ›Was‹ gilt, »(Was ist die Bedeutung der analysierten Texteinheit?), nicht jedoch dem ›Wie‹ (Wie

wird etwas gesagt – und warum wird es auf diese Weise gesagt und nicht auf eine andere Weise?)« (Koch 2016, S. 32). Schreier hingegen unterstreicht, dass sowohl die Erstellung als auch die Anwendung des Kategoriensystems der qualitativen Inhaltsanalyse interpretativ erfolgt, wodurch eine umfassende Einbeziehung latenter Inhalte ermöglicht wird (vgl. Schreier 2014, S. 3).

An dieser Stelle ist auf Gabriele Rosenthals Kritik zu rekurren, nach deren Argumentationslogik die verschiedenen Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse und teilweise auch des Codierens in der ›grounded theory‹ kaum den »Prinzipien der Sequenzialität und Rekonstruktivität« entsprechen können (Rosenthal 2015, S. 18). Sie stellt fest, dass diese Verfahren das Textmaterial im Unterschied zu rekonstruktiven und sequenziellen Methoden mit Hilfe allgemeiner Kategorien strukturieren, wodurch der Text nach den Kriterien der Wissenschaftler:innen neu geordnet wird. Diese Klassifikation und Neuordnung des Textes steht ihrer Auffassung nach im Widerspruch zur rekonstruktiven Sozialforschung. In rekonstruktiven Verfahren wird die zeitliche Struktur des Textes als zentrale Grundlage für die Interpretation genutzt, wobei der Text in seiner Gesamtstruktur und in den einzelnen Sequenzen betrachtet wird.

»Dadurch wird es möglich, nicht nur wie meist bei inhaltsanalytischen Verfahren den manifesten Gehalt des Textes, sondern auch den latenten Gehalt zu erfassen, den Sinn, der ›zwischen den Zeilen‹ liegt. Es gilt gerade als Anliegen interpretativer Verfahren, methodisch kontrolliert und intersubjektiv nachvollziehbar von der Oberfläche des Textes auf tiefer liegende und zunächst verborgene Sinn- und Bedeutungsschichten zu schließen.« (ebd., S. 18)

Im Gegensatz zu den Positionen von Rosenthal und Schneider, die davon ausgehen, dass latente Inhalte nur durch rekonstruktive Verfahren umfassend erschlossen werden können, stellt sich die Frage, inwieweit auch die qualitative Inhaltsanalyse in der Lage ist, latente Bedeutungen zu erfassen. Hierzu argumentiert Sascha Koch (vgl. 2016), dass die Kritik, die qualitative Inhaltsanalyse bleibe ›an der Oberfläche‹ eines analysierten Textes und diene der Aussortierung der dort gefundenen expliziten Inhalte, nicht zutreffend zu sein scheint. Denn Koch weist darauf hin, dass der kontextbezogene Interpretationsansatz der qualitativen Inhaltsanalyse nicht dazu dient, nach latenten Inhalten zu suchen, sondern vielmehr die manifesten Inhalte möglichst valide zu kategorisieren. Dementsprechend hat die qualitative Inhaltsanalyse das Potenzial, »unter die Oberfläche zu gehen« (ebd., S. 32), indem sie nicht nur die offensichtlichen Inhalte oder Muster erkennt, sondern durch den Prozess der mehrstufigen Kategorisierung auch tiefere, abstraktere Bedeutungen erschließt. Dies ermöglicht es ihr, die grundlegenden thematischen Schwerpunkte zu identifizieren, die an der Oberfläche des Textes normalerweise nicht als solche erkennbar sind. Die Zuordnung von Textpassagen zu bestimmten Kategorien impliziert stets einen qualitativ-interpretativen Akt und kann somit auch latente Inhalte und subjektive Bedeutungen erfassen. Durch die interpretative und kategoriengeleitete Analyse ist es der qualitativen Inhaltsanalyse möglich, über den manifesten Gehalt hinauszugehen und auch subtile, weniger offensichtliche Bedeutungen, die zwischen den Zeilen liegen, zu erfassen. Die Anerkennung dieser Erkenntnisgrenzen konkretisiert, so Koch, nicht nur die spezifische Funktion der qualitativen Inhaltsanalyse,

»sondern vermeidet auch eine vermeintliche Konkurrenzsituation zu rekonstruktiven Verfahren« (ebd.).

An dieser Stelle lohnt es sich, auf die Ausführungen Schreiers hinzuweisen, die die qualitative Inhaltsanalyse an der Nahtstelle von »Deskription und Konzeptualisierung« ansiedelt (Janssen et al. 2017, Abs. 7) und argumentiert, dass die Ordnung und Systematisierung von Themen potenziell zur Entwicklung neuer Theorien führen können. Hierbei unterstreicht Schreier, dass zu prüfen sei, ob die Herausarbeitung von Beziehungen zwischen Konzepten tatsächlich auf inhaltsanalytischen Arbeitsschritten basiert oder eher der »Grounded theory«-Methodologie zuzuordnen ist (vgl. ebd., Abs. 5). Kuckartz und Rädiker zufolge kann die qualitative Inhaltsanalyse als Methode beispielsweise auch im Rahmen einer »Grounded theory«-Studie oder auch im Rahmen diskursanalytischer Forschung eingesetzt werden (vgl. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 46). Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, dass eine mögliche grundsätzliche Herausforderung in der methodologischen Differenzierung der qualitativen Forschungsmethoden zwischen rekonstruktiver und interpretativer Forschung zu liegen scheint, die es verkompliziert, die Bedeutung des interpretativ-rekonstruktiven Forschungsansatzes in der qualitativen Inhaltsanalyse auszuführen. So wird der Einsatz von narrativen oder leitfadengestützten Interviews der rekonstruktiven Forschung zugeordnet, während die interpretative Forschung jene Ansätze umfasst, »die sich mit natürlichen Interaktionen in textueller Form beschäftigen, jedoch nicht über methodische Interventionen wie Interview, teilnehmende Beobachtung etc. in das Feld eingreifen«, wie z.B. die objektive Hermeneutik oder die Konversationsanalyse (Flick 2011, S. 22). Hiernach wäre die qualitative Inhaltsanalyse auszuschließen, d.h., innerhalb der qualitativen Forschung wird ihr ein marginaler Stellenwert zugeschrieben. Als eine Alternative wies Kuckartz auf die Möglichkeit hin, unter Rückgriff auf Wolfgang Klafkis Hermeneutik als Orientierung die hermeneutischen Verfahren in Betracht zu ziehen, um die an die qualitative Inhaltsanalyse herangetragenen Unzulänglichkeiten im Hinblick auf das Verständnis zu kompensieren (vgl. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 23–26; Janssen et al. 2017, Abs. 5). Insgesamt fassen Kuckartz und Rädiker fünf Aspekte der Hermeneutik zusammen, die bei der qualitativen Inhaltsanalyse in Bezug auf das Gewinnen von Hypothesen und die Interpretation von Ergebnissen berücksichtigt werden können:

- »1. [d]as eigene Vorverständnis darzulegen und vorhandene »Vor-Urteile« über die Forschungsfrage zu reflektieren,
2. den Text als Ganzes zu erarbeiten, ggf. zunächst unverständliche Teile des Textes zurückzustellen, bis durch Kenntnis des gesamten Textes diese möglicherweise klarer werden,
3. sich der hermeneutischen Differenz kritisch bewusst zu werden, d.h. sich zu fragen »Gibt es eine andere Sprache, Kultur, die mir den Text fremd macht?« und die Differenz möglicherweise kleiner zu machen, z.B. durch Erlernen der Sprache, durch Übersetzung,
4. beim ersten Durchgang durch den Text bereits darauf zu achten, welche Themen, die für die eigenen Forschung eine Rolle spielen, im Text vorkommen,



5. zu unterscheiden zwischen einer Logik der Anwendung, d.h., Themen und Kategorien werden im Text identifiziert, der Text wird indiziert, und einer Logik der Entdeckung, d.h., wichtiges Neues, vielleicht sogar Unerwartetes wird im Text identifiziert.« (ebd., S. 27–28)

Der Ansatz der qualitativen Inhaltsanalyse ist nach Ansicht von Kuckartz (vgl. 2016a) zum einen durch eine qualitative sowie interpretativ-hermeneutische Ausrichtung und zum anderen durch eine stärkere Berücksichtigung des Einzelfalls charakterisiert, wodurch eine methodische Positionierung innerhalb der qualitativen Sozialforschung ermöglicht wird. Dem erwähnten Tagungsbericht zufolge kritisierte Schneider außerdem, dass die qualitative Inhaltsanalyse im Gegensatz zu anderen gängigen Methoden der qualitativen Sozialforschung nicht über eine ausreichende theoretische Fundierung verfüge, was eine methodische Integration und Kombination mit anderen Verfahren erschwere (vgl. Janssen et al. 2017, Abs. 7). Vor diesem Hintergrund erscheint das Unterfangen, Aussagen darüber zu treffen, dass Methoden eine Hintergrundtheorie, eine theoretische Fundierung haben müssen, als zweifelhaftes Vorhaben im Hinblick auf die qualitative Inhaltsanalyse. Denn qualitative Inhaltsanalyse zielt darauf ab, komplexe Phänomene systematisch und theoriegeleitet, aber nicht theoriegebunden zu erschließen. Sie erlaubt es, sowohl bestehende theoretische Perspektiven einzubeziehen als auch neue Kategorien und Sinnzusammenhänge induktiv aus dem Material heraus zu entwickeln, wodurch sie flexibel auf Forschungsgegenstände reagieren kann. Kuckartz und Rädiker betonen, dass die qualitative Inhaltsanalyse als Methode zu verstehen ist, nicht als Methodologie, die »keine bestimmte Zugangsweise zu dieser Welt und ihren sozialen Problemen« als eine Voraussetzung erfordert (Kuckartz/Rädiker 2022, S. 46). Im Gegensatz zu Schneider betrachtet Kuckartz die theoretische Flexibilität der qualitativen Inhaltsanalyse und ihre Offenheit als Stärke und betont ihre breiten Anwendungsmöglichkeiten (vgl. Janssen et al. 2017, Abs. 7).

»Die qualitative Inhaltsanalyse ist, das sei erneut betont, kein Forschungsstil, keine Methodologie und erst recht kein Paradigma, nach welchem Forschung gestaltet und Forschungsdesigns konzipiert werden. Sie ist eine Analysemethode und kann als solche in vielen Forschungskontexten und Disziplinen eingesetzt werden.« (Kuckartz/Rädiker 2022, S. 49)

Im Rahmen dieser Arbeit folge ich diesem Postulat von Kuckartz und Rädiker und schließe damit die Möglichkeit ein, sich bei der Nutzung der qualitativen Inhaltsanalyse an entsprechenden Forschungstraditionen und -stilen zu orientieren, nämlich in meinem Fall, wie bereits erwähnt, am interpretativ-rekonstruktiven Forschungszugang, jedoch unter Beachtung der meist von Vertreter:innen der rekonstruktiven Sozialforschung diskutierten Aspekte der Kompatibilität bzw. Inkompatibilität (vgl. u. a. Rosenthal 2015; Bohnsack 2014). Charakteristisch für die rekonstruktiven Verfahren ist dabei, dass sie über die Interpretation der Inhalte hinausgehen und dass sie über die Art und Weise, wie Themen und Repräsentationen verarbeitet und strukturiert werden, auf latente Strukturierungsmuster schließen. Ein solches Strukturierungsmuster liegt dann vor, wenn Themen, Situationen, Inhalte und Kontexte (z.B. in einem Interview-

oder Beobachtungsprotokoll) von den befragten Personen regelmäßig und konsistent in ähnlicher Weise strukturiert dargestellt werden. Interpretationen in qualitativen Studien basieren entweder »auf der Häufigkeit des gemeinsamen Auftretens von sozialen Phänomenen oder auf der Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen am konkreten Fall« (Rosenthal 2015, S. 14). Die interpretative Sozialforschung verfolgt hingegen das Ziel, sowohl den »subjektiv gemeinten« als auch den latenten Sinn sozialer Handlungen zu rekonstruieren und damit das implizite Wissen der Akteur:innen in ihrer sozialen Welt zu verstehen (ebd., S. 17). Dies knüpft an die von Oevermann et al. (vgl. 1979) umfassend diskutierte objektive Hermeneutik an, in der die Rekonstruktion unbewusster, strukturierender Sinnschichten innerhalb von sozialen Handlungen und Äußerungen im Mittelpunkt steht (vgl. Bohnsack 2005, S. 72). Dabei wird davon ausgegangen, dass ein Text immer aus einem bestimmten Kontext heraus entsteht und nicht unabhängig davon betrachtet werden kann. Das Ziel der Hermeneutik ist, wie bereits erwähnt, die Bedeutung eines Textes möglichst genau zu erfassen und eine intersubjektive Verständigung über diese Bedeutung zu ermöglichen. Insgesamt geht es also darum, die soziale Wirklichkeit und die Handlungen der beforschten Personen, die »ein Thema in deren eigener Sprache, in ihrem Symbolsystem und innerhalb ihres Relevanzsystems entfalten« (Bohnsack 2014, S. 22), in ihrer Komplexität und Vielschichtigkeit zu rekonstruieren und zu verstehen. Somit wird nicht nur das bewusst intendierte, sondern auch das unbewusste und implizite Wissen und Handeln zugänglich gemacht, indem z.B. die mittels Interviews oder Gruppendiskussionen erhobenen Materialien auf Grundlage der Beobachtung und Identifizierung von symbolischen Repräsentationen des sozialen Handelns rekonstruiert werden (vgl. Meuser 2011, S. 141). So besteht nach Michael Meuser das spezifische Erkenntnispotenzial der rekonstruktiven Sozialforschung in einem »verstehenden Nachvollzug sozialen Handelns«, das durch die Rekonstruktion impliziten und praktischen Wissens erschlossen wird (ebd., S. 142). Praktisches Wissen und das entsprechende Bewusstsein äußern sich dabei darin, dass »die Akteure wissen, was sie tun müssen, um auf sozial akzeptable Weise zu handeln; sie beherrschen die Regeln, können diese aber nicht benennen, können nicht genau angeben, welchen Regeln sie folgen« (ebd., S. 140). Diese Form des Wissens ermöglicht es den Akteur:innen, nach impliziten Regeln in einer sozial akzeptierten Art und Weise zu handeln. Ein wesentlicher Aspekt hierbei ist, dass die Bedeutungen und das Wissen nicht ausschließlich auf subjektiver Ebene entstehen, sondern auch gesellschaftlich vermittelt und diskursiv geprägt sind. Dementsprechend kann davon ausgegangen werden, dass soziales Handeln nicht als Ausdruck eines autonom-souveränen Subjekts verstanden werden kann, sondern vielmehr als Praktiken des Denkens, Sprechens und Handelns, die durch normative Vorgaben darüber geregelt werden, was als intelligibel und damit sozial bedeutsam, nachvollziehbar und anerkennungswürdig in einem sozialen Raum geltend gemacht wird. Eine entsprechende Perspektive findet sich, wie bereits erwähnt auch in der qualitativen Inhaltsanalyse, die es trotz ihres regelgeleiteten Verfahrens ermöglicht, das erhobene Material qualitativ-interpretativ zu analysieren und dabei latente Sinngehalte zu erschließen. Dadurch lassen sich auch kollektiv geteilte Deutungsmuster und Relevanzsysteme der beforschten Subjekte rekonstruieren (vgl. Mayring/Fenzl 2014, S. 543). Hierzu schlägt Schreier folgende Merkmale der qualitativen Inhaltsanalyse vor, die verdeutlichen, dass sie nicht nur auf einer deskriptiv-



interpretativen Ebene funktioniert: »Kategorienorientierung; Interpretatives Vorgehen; Einbeziehung latenter Bedeutungen; Entwicklung eines Teils der Kategorien am Material; Systematisches, regelgeleitetes Vorgehen; Orientierung an Reliabilität und Validität gleichermaßen« (Schreier 2014, S. 3)

Dies verdeutlicht, dass die qualitative Inhaltsanalyse innerhalb der qualitativen Sozialforschung nicht als methodisch nachrangig eingestuft bzw. unterschätzt werden sollte, denn sie kann durchaus die Funktion erfüllen, nicht nur manifeste, sondern auch latente Inhalte zu erschließen und zu analysieren (vgl. Kuckartz/Rädiker 2022, S. 39), was einmal mehr die Anschlussfähigkeit der qualitativen Inhaltsanalyse an bestehende Forschungstraditionen unterstreicht. Angesichts der dargestellten Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen der rekonstruktiven Verfahren sowie der qualitativen Inhaltsanalyse erscheint es plausibel, dass sich beide Ansätze wechselseitig ergänzen. Gemeinsam können sie die Komplexität des Translanguaging im Zusammenhang mit selbstreguliertem Lernen umfassend erfassen, indem sie sowohl die zugrunde liegenden sozialen und kulturellen Muster als auch die manifesten und latenten Bedeutungen systematisch analysieren und so zu einem vertieften Erkenntnisgewinn beitragen. Zur Bewältigung der großen Datenmenge, die mittels Interviews, Lerntagebüchern und einer Gruppendiskussion erhoben wurde, stütze ich mich auf die qualitative Inhaltsanalyse. Dabei versuche ich, mit Hilfe des interpretativ-rekonstruktiven Forschungsansatzes die mehrsprachigen Denk- und Handlungsprozesse der Lernenden zu analysieren. Dies umfasst ihre Wahrnehmungen, Intentionen, Bewertungen und ihr Handlungsverständnis im Umgang mit den ihnen zur Verfügung stehenden mehrsprachigen Ressourcen unter Berücksichtigung des jeweiligen schulischen Kontextes und sozialen Rahmens sowie der damit verbundenen Voraussetzungen und Konsequenzen. Ein wesentlicher Aspekt dieser Untersuchung ist die fallorientierte Herangehensweise, die mit einer Erweiterung des Auswertungsprozesses im Sinne einer Subjektorientierung einhergeht, um eine mögliche Beschränkung auf kategorienbasierte Auswertungen zu eliminieren und somit die Fälle interpretativ und reflexiv zusammenfassen und kontrastieren zu können. In diesem Zusammenhang kann von einer fallorientierten qualitativen Inhaltsanalyse gesprochen werden, die es erlaubt, sowohl fallbezogene als auch fallübergreifende Auswertungen vorzunehmen und auf diese Weise generalisierbare Aussagen aus den qualitativ erhobenen Daten abzuleiten. Diese Herangehensweise ermöglicht es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen zu identifizieren und sie ggf. in Typen mit ähnlichen Merkmalskonstellationen zu differenzieren (vgl. Kuckartz 2016b, S. 44). Für die vorliegende Studie bedeutet dies, dass die aus den Einzelfällen gewonnenen Ergebnisse generalisiert werden können, die unter der Linse des interpretativ-rekonstruktiven Forschungsansatzes untersucht wurden. Diese Art von Typenbildung soll als Ordnungs-, Strukturierungs- und Mustererkennungsstrategie fungieren, wodurch neue Zugänge und Einsichten im Rahmen qualitativer Forschung ermöglicht werden. Durch eine interpretativ-rekonstruktive Vorgehensweise mit einer hermeneutischen Akzentuierung lassen sich anhand der subjektiven Erfahrungen und Sichtweisen der befragten Schüler:innen generalisierte Ergebnisse über die Wechselwirkung von Translanguaging und selbstreguliertem Lernen im schulischen Kontext gewinnen.

In diesem Kapitel wurden verschiedene Aspekte der qualitativen Inhaltsanalyse im Hinblick auf ihre Anwendbarkeit und ihre Vorzüge für die vorliegende Studie diskutiert.

Dabei wurde zum einen auf die methodisch und methodologisch begründete Kritik an der qualitativen Inhaltsanalyse im Diskurs der empirischen Forschung eingegangen, zum anderen wurden Möglichkeiten ihrer Anschlussfähigkeit an rekonstruktive und interpretative Forschungsansätze beleuchtet bzw. deren Vorteile für die Beantwortung der Forschungsfragen der Studie erläutert. Bevor die konkrete Vorgehensweise und die Techniken der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2016a), wie sie in dieser Arbeit verwendet wurden, in Kapitel 5 zusammen mit der jeweiligen Datenerhebungsmethode detailliert dargestellt werden, gehe ich auf weitere Aspekte der Forschungsphilosophie und -haltung ein. Hierbei werden sowohl der soziokulturelle und subjektorientierte Ansatz als auch der transformative Ansatz im Kontext der Mehrsprachigkeit näher betrachtet.

Der soziokulturelle und subjektorientierte Forschungsansatz betont die Relevanz von sozialen und kulturellen Aspekten sowie individuellen Perspektiven für das Verstehen und Interpretieren sprachlicher Praktiken. Im Kontext von Mehrsprachigkeit stellt sich die Frage, inwiefern Forschung einen Beitrag zu einer inklusiven und gerechten Gesellschaft leisten kann, in der mehrsprachige Sprecher:innen ihre Sprachen je nach Kontext, Situation und Gesprächspartner:innen flexibel anwenden können, ohne Diskriminierung oder Unterdrückung erfahren zu müssen. Der abschließende Abschnitt zur transformativen Forschungshaltung widmet sich dieser Fragestellung und erörtert, inwiefern eine transformative Forschungspraxis zur Reflexion und aktiven Gestaltung mehrsprachiger Diskurse im Migrationskontext beitragen und dabei die emanzipatorischen Potenziale sprachlicher Bildung im Sinne sozialer Teilhabe und gesellschaftlicher Veränderung entfalten kann.

#### 4.2.1 Soziokultureller und subjektorientierter Ansatz als Forschungszugang

»Man kann einen Menschen nichts lehren,  
man kann ihm nur helfen, es in sich selbst zu  
entdecken.« (Galileo Galilei)

Im deutschsprachigen Forschungskontext finden sich zahlreiche Studien und Publikationen, die migrationsbedingte Phänomene des Sprachwandels und der Mehrsprachigkeit aus einer soziokulturellen und subjektorientierten Perspektive untersuchen. Diese Arbeiten, die häufig auf sprachbiographischen Analysen basieren, rekonstruieren diese Phänomene im Kontext von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Dabei wird insbesondere die subjektive Sicht mehrsprachiger Sprecher:innen auf ihren Sprachgebrauch, ihre sprachlichen Ressourcen und Kompetenzen sowie ihre individuellen Lernbemühungen im monolingual ausgerichteten Schulsystem zunehmend in den Fokus genommen (vgl. Klinger 2022; Duarte 2019; Rösch 2017; Dirim 2016; Heinemann/Dirim 2016; Reich/Krumm 2013; Busch 2013; Volgger 2010; Hu 2007). Die subjektorientierte Perspektive ist seit dem Ende der 1970er Jahre insbesondere durch die sogenannte »reflexive Wende« (vgl. Schlutz 1982, zit.n. Faulstich/Zeuner 2005, S. 130) als Reaktion auf die Prozesse des gesellschaftlichen Wandels verstärkt ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Forschung gerückt, die eine intensivere Berücksichtigung individueller Wahrnehmungen, Deutungsmuster und Handlungsspielräume erforderlich machen. Da gegenwärtige soziokulturelle Wandlungsprozesse »zu neuen Rahmenbedingungen

für mehrsprachige Kommunikation und zu einer Umstrukturierung von sprachlichen Repertoires, Praktiken und Einstellungen« geführt haben (Androutsopoulos 2018, S. 193), kann eine subjektorientierte Forschungsperspektive nicht ohne Berücksichtigung der wirkmächtigen gesellschaftlichen, politischen und soziokulturellen Strukturmerkmale eingenommen werden. Auf soziokulturelle Modelle rekurrend pointiert Mercer, dass Kommunikation, Denken und Lernen als eng miteinander verflochtene Prozesse zu begreifen sind, die durch kulturelle Kontexte geformt und vermittelt werden (vgl. Mercer 2004, S. 138). Eine soziokulturelle Diskursperspektive, die auf Vygotsky (vgl. 1978) zurückgeht, erlaubt es, sprachliche Prozesse im Wechselverhältnis zu gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Kontexten zu analysieren, wobei Sprache als zentrales Mittel der Bedeutungskonstitution und der Herstellung von Intersubjektivität verstanden wird. Aus diesem Blickwinkel lässt sich somit sozial-diskursiv rekonstruieren (vgl. Johnson/Mercer 2019, S. 267), wie Subjekte ihre sprachlichen Ressourcen in soziokulturellen Kontexten nutzbar machen, und damit »to introduce new information, orientate to each other's perspectives and understandings and pursue joint plans of action« (Mercer 2004, S. 166). Diese Sichtweise spiegelt sich auch in der Mehrsprachigkeitsforschung wider, bei der aus einer soziolinguistischen und soziokulturellen Perspektive die »kontextuellen Rahmenbedingungen, die den Gebrauch mancher Sprachen bestimmen«, untersucht werden (Allgäuer-Hackl et al. 2021, S. 23–25). Mit der zunehmenden Hinwendung zu soziokulturellen Theorien und subjektorientierten Forschungsansätzen richtet sich der analytische Fokus verstärkt auf die Lernanlässe, Lernbedingungen und Lernmotive sowie auf die sprachlichen Handlungsspielräume von Individuen, deren Praktiken in interaktionelle, institutionelle und gesellschaftlich-kulturelle Kontexte eingebettet sind. In diesem Zusammenhang betont Annette Berndt, dass die Forschung im Rahmen des subjektorientierten Paradigmas nach theoretisch fundierten Methoden sucht, mit denen introspektive Daten zu Sprach(-en)lernprozessen erhoben werden können und die zugleich den etablierten Gütekriterien empirischer Forschung entsprechen (vgl. Berndt 2010, S. 895). In der Fremdsprachenforschung besteht das Ziel der Erhebung solcher subjektiven Daten darin, subjektive Einflussfaktoren auf den Sprachlernprozess auf der Grundlage kommunikativ validierter Informationen systematisch identifizieren zu können. So gewinnt nicht nur die Erforschung der Relevanz subjektiven Sprachwissens an Bedeutung, sondern auch die Fähigkeit der Lernenden, ihren eigenen Sprachgebrauch sowie ihre sprachbezogenen Lernhandlungen zu reflektieren und in übergeordnete diskursive Sinnzusammenhänge einzuordnen. Dabei vollzieht sich hier ein »Übergang von einem Bedingtheits- zu einem Begründungsdiskurs, der von der Vorstellung ausgeht, dass jedes Außen nur wirksam wird, indem es »innen« aufgenommen, bedacht und bewertet wird« (Faulstich/Zeuner 2005, S. 135). Seit der subjektiven Wende, insbesondere in der Fremdsprachendidaktik (vgl. Schwerdtfeger 1997), geht die zunehmende Subjektorientierung mit der Forderung einher, die spezifischen Kontexte des Spracherwerbs und -lernens im Zusammenhang mit soziokulturellen Strukturmerkmalen in von Migration geprägten Gesellschaften anzuerkennen, »wie beispielsweise migrationsgeschichtliche Prägungen oder lebensweltliche Mehrsprachigkeit, die Lernvorgänge in subjektives Leben und Erfahren einbettet bzw. von ihnen bestimmt sieht« (Sennema 2020, S. 1144). Dies unterstreicht nicht nur die Forderung, Mehrsprachigkeit als Ressource im Unterricht zu nutzen, sondern auch die Notwendigkeit anzuerkennen,

dass die subjektiven Lernbemühungen und -prozesse mehrsprachiger Schüler:innen im Spannungsfeld migrationsgeschichtlicher und -gesellschaftlicher Konstellationen und lebensweltlicher Spracherfahrungen differenziert zu betrachten sind. In diesem Sinne erscheint es zentral, die normativen Anforderungen schulischer Bildung an mehrsprachige Lernende kritisch zu reflektieren und pädagogische Ansätze zu entwickeln, die deren sprachlichen Voraussetzungen und Lernbedürfnissen gerecht werden und eine unterstützende, differenzsensible Lernumgebung ermöglichen.

Die vorliegende Studie zielt darauf ab, die Erzählungen und Selbstauskünfte der befragten Schüler:innen als Ausgangspunkt zu nehmen und die Sinnhaftigkeit der entwickelten mehrsprachigen und selbstregulierenden Lernstrategien im Umgang mit bildungssprachlichen Anforderungen und mit restriktiven schulischen Bedingungen für mehrsprachige Lernhandlungen aus einer subjektorientierten Perspektive zu rekonstruieren. In dieser Studie kommt daher neben der interpretativ-rekonstruktiven Forschungshaltung explizit eine subjektorientierte Herangehensweise zum Tragen, die auch ein Merkmal der qualitativen Sozialforschung ist (vgl. Reichertz 2019, S. 37; Flick 2011, S. 22).

Subjektivität in der qualitativen Forschung wird nicht nur im Rahmen einer post-strukturalistischen Analyse gesellschaftlicher Subjektivierungsprozesse thematisiert, sondern auch als Selbstbehauptung der Subjekte, »sei es in Gestalt alter und neo-(bzw. pseudo-neo-)phänomenologischer Betrachtungen, sei es in Gestalt politischer Ermächtigungsstrategien oder einfach in der Anerkennung der Untersuchten als interpretierende und handelnde Subjekte« (Knoblauch 2014, S. 79). Christian Lüders und Jo Reichertz betrachten es als eine zentrale Aufgabe der Sozialforschung, Subjektivität in Bezug auf ihre »Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit anzuerkennen und angemessen zu rekonstruieren« (ebd. 1986, S. 92). Hierbei betonen sie die Bedeutung einer Forschungspraxis, die das Subjekt in sämtlichen Phasen des Forschungsprozesses berücksichtigt und – soweit möglich – in dialogischer Form aktiv einbezieht (vgl. ebd.). Damit liefern sie eine methodologische Grundlage für partizipative und subjektorientierte Forschung, in der die Perspektiven der Betroffenen nicht nur erfasst, sondern systematisch in die Analyse einbezogen und damit als erkenntnisgenerierende Instanzen anerkannt werden. In diesem Sinne schlagen Lüders und Reichertz ausgehend von einer »subjektivitäts- und betroffenenorientierten Sozialforschung« (ebd., S. 90) entscheidende Forschungsperspektiven vor, die in einem aktuelleren Artikel von Reichertz (2019, S. 37) wie folgt dargestellt sind:

- »Frage nach den subjektiven Sinnwelten von Handlungen (Was war der subjektiv gemeinte Sinn einer Handlung?)
- Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus (Wie sieht das Milieu aus, in dem das Handeln situiert ist?)
- Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen (Welche latenten Strukturen determinieren das Handeln der Subjekte?)
- (Re)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit (An welchen sozial verteilten Wissensordnungen orientieren sich die Handelnden, indem sie diese deuten?)«

Im Sinne der interaktionistischen und phänomenologischen Tradition geht es darum, unterschiedliche Lebenswelten bzw. soziale Milieus zu beschreiben, zu dokumentieren und – je nach Kontext – die dort geltenden sozialen Regeln, symbolischen Ausdrucksformen und Bedeutungszusammenhänge zu identifizieren und zu analysieren (vgl. Lüders/Reichert 1986, S. 93). In der qualitativen Inhaltsanalyse kommt die subjektorientierte Perspektive vor allem in der typisierenden Inhaltsanalyse zum Ausdruck. Durch Verfahren wie die ›repräsentative Fallinterpretation‹ oder ›Konstruktion eines Modellfalls‹ lassen sich individuelle Fallverläufe sowie subjektive Sinnzuschreibungen systematisch erschließen und in Typen oder Konstellationen überführen (vgl. Kuckartz 2016b, S. 49). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Erforschung der subjektiven Perspektive der Schüler:innen sowie ihrer soziokulturellen Erfahrungen im Umgang mit eigener Mehrsprachigkeit in schulischen Lernkontexten und das Entschlüsseln sowie Beschreiben kulturell und gesellschaftlich geprägter subjektiver Sinnstrukturen jenseits von »festen Vorstellungen über den untersuchten Gegenstand« (Flick et al. 2013, S. 17) erfolgen sollen. Eine subjektorientierte Forschungsperspektive ist daher unerlässlich, da sie vom »lernenden Subjekt [...], seinen Lernbemühungen, den Lernumgebungen und deren Gestaltung« (Faulstich/Zeuner 2005, S. 129) ausgeht.

#### 4.2.2 Transformative Forschungshaltung im Kontext von Mehrsprachigkeit

Aufgrund des interventionistisch-partizipativen Charakters der zweiten Erhebungsphase mittels Lerntagebüchern in dieser Studie (siehe 5.2) wird zum Teil auf die Grundzüge des transformativen Paradigmas nach Donna M. Mertens (vgl. 2007; 2009) zurückgegriffen. Das transformative Paradigma wird als ein »philosophical framing for research« verstanden (Mertens 2017, S. 19) und stellt eine Forschungsphilosophie dar, die sich explizit auf die Untersuchung und Überwindung sozialer Ungleichheiten und Unterdrückungsverhältnisse richtet. Zur Definition eines Paradigmas im Forschungskontext werden vier zentrale philosophische Grundannahmen herangezogen (vgl. Mertens 2007, S. 215; Tashakkori/Teddlie 2003, S. 140). Im Hinblick auf die Ontologie versteht Mertens (vgl. 2007) das transformative Paradigma als eine erkenntnistheoretische Rahmung, in der soziale Wirklichkeit als konstruiert, kontextabhängig und durch Machtverhältnisse geprägt angesehen wird. Realität wird im sozialen Miteinander hervorgebracht, wobei bestehende soziale Ungleichheiten durch strukturelle und systemische Bedingungen stabilisiert und reproduziert werden. Aus epistemologischer Perspektive rückt das transformative Paradigma das subjektive Wissen und die gelebten Erfahrungen von Menschen in den Vordergrund – insbesondere solcher, die marginalisierten Gruppen angehören (vgl. Mertens 2009). Erkenntnis wird als ein Ergebnis von Interaktion verstanden, wobei die Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten dialogisch und reflexiv gestaltet wird. Ziel ist es, soziale Realitäten durch Perspektivenvielfalt differenziert zu erfassen und gemeinsam Sinn zu konstruieren. In Bezug auf die Methodik hebt Mertens (vgl. 2010) hervor, dass das transformative Paradigma Forschung als ein Instrument zur Bekämpfung sozialer Ungerechtigkeiten versteht. Im Zentrum steht ein partizipativer Forschungsansatz, bei dem die beteiligten Personen aktiv in den Forschungsprozess eingebunden werden. Der Einsatz qualitativer und quantitativer Methoden dient dazu, ein vertieftes Verständnis sozialer Realitäten zu ermöglichen. Die gewählten Verfahren sollen da-

bei nicht nur zur Abbildung gesellschaftlicher Wirklichkeiten dienen, sondern zugleich marginalisierte Perspektiven sichtbar machen, kritische Reflexionsprozesse anstoßen und emanzipatorische Lern- und Veränderungspotenziale fördern. Die axiologische Dimension bezieht sich auf die ethischen Grundannahmen der Forschung. Demnach verpflichtet sich das transformative Paradigma explizit zu ethischer Verantwortung, sozialer Gerechtigkeit und dem Abbau von Ungleichheiten. Es fordert von der Forschung nicht nur methodische Sorgfalt, sondern auch ein bewusstes ethisches Handeln im Sinne einer engagierten Wissenschaft, die normative Positionen sichtbar macht und sich aktiv für marginalisierte Gruppen einsetzt (vgl. Mertens 2007, S. 215; 2010, S. 470; 2013, S. 28–30).

Mit der transformativen Perspektive in dieser Forschung wird das Ziel verfolgt, durch die Analyse der subjektiven Erlebnisperspektiven von Lernenden in Bezug auf ihre Mehrsprachigkeit im schulischen Kontext und ihre Erfahrungen mit Translanguaging im Zusammenhang mit selbstreguliertem Lernen Implikationen für die schulische Praxis zu diskutieren, wodurch möglicherweise auf der individuellen und kollektiven Ebene transformative Prozesse angestoßen werden. Das Hauptanliegen ist es, mehrsprachige Lernprozesse marginalisierter Lerngruppen, insbesondere solcher mit in der Schule unterrepräsentiertem Sprachhintergrund, unter Berücksichtigung soziokultureller Strukturmerkmale nach den Prinzipien des transformativen Paradigmas (vgl. Mertens 2007, S. 220) in den Blick zu nehmen. Ziel ist es, die Transformationsprozesse zu analysieren, die Schüler:innen bei der eigenständigen Nutzung mehrsprachiger Ressourcen in einem durch den monolingualen Habitus geprägten Bildungssystem durchlaufen, sowie die von ihnen initiierten Veränderungsprozesse in Bezug auf bestehende Dispositive mehrsprachiger Bildung in der Schulpraxis nachvollziehbar darstellen zu können.

»The transformative paradigm [...] is applicable to people who experience discrimination and oppression on whatever basis, including (but not limited to) race/ethnicity, disability, immigrant status, political conflicts, sexual orientation, poverty, gender, age, or the multitude of other characteristics that are associated with less access to social justice. In addition the transformative paradigm is applicable to the study of the power structures that perpetuate social inequities.« (Mertens 2009, S. 4)

Dementsprechend führt ein transformatives Paradigma zu einer breiter angelegten Denkweise über Forschung und Wissensproduktion, die die Notwendigkeit eines grundlegenden Wandels in der Herangehensweise an soziale Fragestellungen und deren Verständnis betont. Durch die Anwendung des transformativen Paradigmas wird anerkannt, dass viele der gegenwärtigen Problemstellungen tief in den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen verwurzelt sind. Es wird angestrebt, diese Strukturen in Frage zu stellen und zu verändern, um eine gerechtere gesellschaftliche Realität zu schaffen. Denn die transformative Forschung hat das Potenzial, »to contribute to both personal and societal transformation« (Mertens 2017, S. 18).

Die Fokussierung auf grundlegende Merkmale des transformativen Paradigmas ist in dieser Arbeit auf die Idee des Translanguaging selbst zurückzuführen. Denn wie bereits im Unterkapitel 2.9 dargelegt, wird dem Translanguaging-Ansatz im Diskurs über Mehrsprachigkeit ein Transformations- und Innovationspotenzial zugeschrieben, da seine theoretischen und pädagogischen Prämissen dazu beitragen können, bestehende



Sprachgrenzen und Hierarchien zu überwinden. Dies geschieht insbesondere durch die kritische Auseinandersetzung mit den strukturellen Barrieren und politischen Entscheidungen, die die Marginalisierung und Unterdrückung mehrsprachiger Praktiken von Schüler:innen aus Familien mit Zuwanderungserfahrung begünstigen. Auf diese Weise eröffnet das Konzept des Translanguaging Perspektiven zur Förderung der Gleichbehandlung aller von Lernenden mitgebrachten Sprachen sowie zur Stärkung von Chancengerechtigkeit in Bildungskontexten. Es kann somit nachhaltige Veränderungsprozesse anstoßen, die den komplexen und diversen Lebensrealitäten einer pluralen Gesellschaft Rechnung tragen (vgl. Kleyn/García 2019; García/Wei 2018; Prada/Nikula 2018; Wei 2011). Gemeinsamkeiten lassen sich darin erkennen, dass auch transformative Forschung darauf abzielt, durch einen Prozess der kritischen Reflexion, der Zusammenarbeit und des Handelns einen positiven sozialen Wandel herbeizuführen. Sie ist häufig interdisziplinär und partizipativ ausgerichtet und umfasst die Zusammenarbeit mit Interessengruppen und Gemeinschaften, um komplexe soziale Probleme zu analysieren und Lösungen zu entwickeln (vgl. Schneidewind et al. 2016, S. 2). An dieser Stelle ist es wichtig zu erwähnen, dass in dieser Studie keine direkte transformative Forschung vorgenommen wurde. Aufgrund ihres transformativen Charakters erscheint es jedoch sinnvoll, die Bezugspunkte zum transformativen Paradigma herzustellen und Aspekte zu berücksichtigen, die für das Erkenntnisinteresse dieser Studie gewinnbringend sind. Außerdem lässt sich auch eine Entsprechung zu der dieser Arbeit zugrundeliegenden qualitativen Forschung erkennen, die Rainer Winter, der für ein gesellschaftskritisches Verständnis qualitativer Forschung plädiert, wie folgt zum Ausdruck bringt: Die qualitative Forschung

»soll durch transformative und interventionistische Untersuchungen eine emanzipatorische Agenda zur Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit entwickeln sowie zu einer radikalen Demokratie beitragen. Die qualitative Forschung kann Phänomene und Probleme aus verschiedenen Perspektiven beschreiben und so alternative Sicht- und Denkweisen entwickeln.« (Winter 2014, S. 118)

Die Orientierung am transformativen Paradigma bietet den Forscher:innen einen umfassenden Bezugsrahmen für die Auseinandersetzung mit Fragen der sozialen Gerechtigkeit und den daraus resultierenden methodischen Entscheidungen, aber auch mit Fragen der Machtverhältnisse, der sozialen Ungleichheit und der kulturellen Komplexität, die sich im Verlauf des Forschungsprozesses ergeben (vgl. Mertens 2007, S. 212; Tashakkori/Teddlie 2003, S. 142). Durch das transformative Paradigma wird auch explizit die Machtfragen selbst in der vermeintlich »neutral and objective world of research« angesprochen (Mertens 2007, S. 214) und kritisiert, dass die Anwendung einer einzigen Methode aufgrund der Komplexität des Forschungsgegenstandes zu irreführenden Ergebnissen führen kann (vgl. ebd.). Daher erscheint ein sorgfältig konzipierter Methodenmix besonders sinnvoll, um die Komplexität menschlichen Erlebens adäquat zu erfassen und der formulierten Forschungsfrage aus unterschiedlichen theoretischen und methodischen Perspektiven fundiert begegnen zu können (vgl. ebd.), wie bereits in der Einleitung dieses Unterkapitels erörtert wurde (siehe 4.2).

Im Anschluss an die in diesem Kapitel angestellten methodologischen Überlegungen wird im Kapitel 5 das konkrete Forschungsdesign vorgestellt, inklusive der Erhebungsinstrumente und Auswertungsverfahren, die im Rahmen der vorliegenden Studie eingesetzt wurden. Dabei wurde besonderer Wert darauf gelegt, dass die gewählten Methoden den in Unterkapitel 4.1 entwickelten Forschungsfragen und Hypothesen entsprechen und eine valide und reliable Erhebung sowie Auswertung der Daten ermöglichen. Auch werden mögliche Einschränkungen und Limitationen der gewählten Methoden und Verfahren diskutiert, um eine kritische Reflexion der Ergebnisse zu gewährleisten.

